Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

111 (7.3.1900) Badisches Museum, Nr.19

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 19. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **7. März. 1900**

Karlsruher Altertumsverein.

In der am 1. März d. J. abgehaltenen Sitzung des Karlsruher Altertumsvereins behandelte Herr Archivassessor Dr. Brunner das Thema „Heinrich v. Klingenberg, ein Staatsmann und Kunstfreund auf dem Konstanzer Bischofstuhl (1293—1306).“ Der Redner sprach zunächst über die Bedeutung des Konstanzer Bistums, das sich weit über die Schweiz, einen großen Teil Badens und Württembergs erstreckte und jedenfalls unter den deutschen Bistümern den hervorragendsten Platz einnahm. Unter dem Bischof Konrad von Tegerfelden entschied sich im Jahre 1212 das Schicksal Deutschlands vor den Thoren der Stadt, als von Norden der Welfe Otto, und von Süden der Staufer Friedrich Einlaß begehrten. Das Ausschlaggebende war, daß Friedrich im Namen des Papstes kam, und so ließ der Bischof den Prätendenten ein, der die meisten Aussichten hatte. Bischof Heinrich II. nun entstammte dem Geschlecht, da auf der Burg Klingenberg im Thurgau seinen Sitz hatte. Ein Oheim von ihm war Domprobst zu Konstanz. Heinrich studierte zu Bologna, wurde dort Dr. decretorum und kam dann in die Kanzlei König Rudolfs, der den brauchbaren und geschickten Mann zu seinem Protonotar machte. Zweimal sandte der König ihn nach Rom, wo er mit dem Titel eines päpstlichen Kämmerers geehrt wurde. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Rudolf zu seinem Vizekanzler. Als der Bischofstuhl in Freising erledigt war, schlug Rudolf seinen Beamten zur Wahl vor, doch unterlag er einem Wittelsbacher. Nicht besser erging es ihm ein zweites Mal in Passau. Erst im Jahre 1293 gelang es ihm, einen Bischofsitz zu erlangen, doch war sein Gönner schon tot, und mit dessen Nachfolger, König Adolf, hatte der durchaus habsburgische Politik treibende Kirchenfürst einen schweren Stand, doch bald wußte er sich auch mit dem Nassauer abzufinden. Sein Wirken in wirtschaftlicher Hinsicht wurde bald am Oberrhein vorbildlich; er war ein Finanzgenie. Seine Nachfolger in Konstanz mußten sich verpflichten, das Bistum in dem Stande zu erhalten, in dem es beim Tode Heinrichs gewesen war. Als Sohn seiner Zeit, die die Bischöfe auch als Kriegsleute sah, zog er mit Kg. Albrecht in die Schlacht bei Göllheim und half dem Sohne seines Gönners siegen. In den nächsten Jahren brachte der kluge Mann als Diplomat es dahin, daß die von Albrecht gewünschte Verlobung seines Sohnes Rudolf mit Blanka, der Tochter des Königs Philipp des Schönen von Frankreich zustande kam. Er verstand es auch, auf sich recht viele Pfründen zu vereinigen, und so besaß er u. a. eine solche im Großmünster zu Zürich. Hier lernte er Dichter und Gelehrte kennen, die er in einem Kreis um sich versammelte, dem er auch in Konstanz treu blieb. Der Redner des Abends machte es sogar wahrscheinlich, daß Heinrich an der Schöpfung unserer großen Heidelberger Liederhandschrift, der sogenannten Manessischen, beteiligt war. Der Vortrag wurde durch bildliche Darstellungen passend erläutert.

Drama und Sittlichkeit.

Von **Hermann Sudermann**.*)

Ueber allen Jüngern deutscher Kunst wird jetzt die moralische Zuchtrute geschwungen; aber der eigentliche Prügelknabe scheint mir doch der Dramaturg zu sein. Wie ist es gekommen, daß wir heute als bêtes noires vor Ihnen stehen? Sind wir wirklich so entartet, so heruntergekommen, haben wir das heilige Pfund, das unsere großen Vorfahren uns überliefert haben, so schlecht verwaltet? Auf diese Frage muß ich kurz antworten. Fast hundert Jahre lang hatten unsere deutschen Dramendichter sich in dem Bannkreis bewegt, den unsere Heroen Schiller und Goethe ihnen gezeigt hatten. So hatte sich schließlich ihre Kunst zu einem starren Schema versteinert. In der Tretmühle fünffüßiger Jamben war, wie es schien, die deutsche Dichtung verurteilt zu arbeiten bis an der Welt Ende, und das nannte man den dichterischen Idealismus. Aber eine neue Zeit war hereingebrochen: stark, jung, selbstbewußt, und diese neue Zeit verlangt auch vom deutschen Drama neuen Inhalt und neue Form. Die Historie in der Behandlungsart, wie sie Schiller uns geschaffen hatte, interessierte nicht mehr. Wenn Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne sich versöhnten, dann rann niemand mehr eine sanfte Thräne der Rührung die Backe herunter, und wenn die Agnes Bernauerin von der Donaubrücke abstürzte, schauderte niemand mehr, man gähnte einfach. Das war die Zeit, wo Sardou und Dumas die Bänke füllten, in der einer oder der andere berühmte moderne Dichter sich die tiefsinnige Frage vorlegte, ob es die dramatische Notwendigkeit nicht verlange, an dieser Stelle einen Schrank umfallen zu lassen, und das nannte man dann deutschen Idealismus. Das ist anders geworden. Wir haben ein deutsches Drama, das nicht mehr in Webers Weltgeschichte nach Stoffen herumstöbert, das nicht mehr den Franzosen alle Kniffe und Schliche abguckt, das nicht mehr die Veilchenfresser und jüngsten Leutnants zu dramatischen Helden erhebt. Wir haben ein deutsches Drama, welches versucht, „dem Jahrhundert den Körper der Zeit, den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen“. Doch dies Unterfangen war den Zionswächtern ein Greuel von Anbeginn. Sie haben wohl notgedrungen schweigen oder paktieren müssen, wenn die Volksstimme allzu energisch sich für uns aussprach; aber in der ersten ruhigen Minute war ihre Lamentation von neuem da.

Die Klagen und Anklagen, die heute von den Bänken des Reichstags gegen uns geschleudert werden, sind uns längst nichts Neues mehr, und das ist nicht ein Kampf gegen das moderne Drama allein, das ist der Kampf gegen die moderne Zeit. Alles was sich gestaltet, trachtet in Wissenschaft und Kunst und Industrie nach neuen Lebensbedingungen und neuen Idealen; was aus dem Wirkungskreise priesterlicher Bevormundung zu persönlicher Selbständigkeit emporstrebt, ist und bleibt ihnen ein Greuel; so ist es immer und ist es heute erst recht; und weil sie die moderne Welt selbst nicht vernichten können, so versuchen sie wenigstens ihr den Spiegel entzwei zu schlagen, indem sie das werdende deutsche Drama zugrunde richten. Vielleicht erscheint diesem oder jenem unter Ihnen das, was ich sage, zu schwarzseherisch. Ich glaube nicht, daß ich Optimist bin auf diesem Gebiete. Wie heißt es im § 184b: „Welche durch gröbliche Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls Aergernis zu erregen geeignet sind.“ Im Gegensatz zu dem vorigen, dem Kunstparagraphen, hat sich hier — das fällt uns auf — ein Wörtchen scheinbar ganz harmlos hinzugefunden. Der Kunstparagraph war mit einer Verletzung des Schamgefühls ausgekommen, es ist nun noch etwas neues Verletzliches da, das Sittlichkeitsgefühl. Das scheint auf den ersten Blick ungefähr identisch, und doch: so schwer wir unter den Folgen des Wortes gröbliche Verletzung des Schamgefühls unter Umständen zu leiden haben würden, denn unser Schamgefühl kann dem des 16jährigen Pensionsmädchens nicht gleich sein, und der ehemalige Sergeant, der die Rubens'schen und Böcklin'schen Bilder aus den Schaufenstern entfernen läßt, beschämt auch noch das Pensionsmädchen weit in der zartesten Ausbildung dieser doch spezifisch weiblichen Tugend; so schwer wir darunter leiden würden, die eigentliche Gefahr liegt im Worte Sittlichkeitsgefühl verborgen. Warum? Weil uns Vertretern moderner Dichtung von Anbeginn vorgeworfen worden ist, daß wir eine Verwirrung sittlicher Begriffe verursachen. Wie ist ein solcher Vorwurf möglich geworden? Die ältere romantisch-historische Dichtung, welche uns die Herren als alleiniges Vorbild anweisen, arbeitete mit den beiden Schematen:

*) Rede gehalten in Berlin bei der Versammlung zum Protest gegen die lex Heinze. (Nach dem Bericht der „Kölnischen Zeitung“.) Wir glauben, diese Rede des bekannten Dramatikers unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen, trotzdem an einzelnen Stellen die Subjektivität des modernen Dichters vielleicht etwas zu weit geht. Daneben aber enthalten Sudermanns Ausführungen zahlreiche äußerst glückliche Gedanken von erfreulicher Frische und hohem Schwung.

gut und böse, Tugend und Laster. Ganz nach dem biblischen Bilde stehen hier die Schafe, dort die Böcke streng voneinander gesondert; man war entweder ein edler Mann, ein edles Weib blau in gold gemalt, oder man war ein Bösewicht, dann aber gründlich! Wer aber die Welt nicht aus romantischen Nebeln hervortauchen läßt, sondern wer mit beiden Händen frischweg in die Wirklichkeit hineingreift, der wird finden, daß es solche Tugendhelden- und Bösewichter-Reinkultur nicht giebt, daß in jedem Menschen Gutes und Böses mannigfach gemischt, einander durchdringend und häufig einander auflösend den Charakter durchsetzen, und daß nur dadurch, daß wir diesen Mischungen nachspüren, eine lebensvolle Gestalt zustande kommt. Aber ein Held, für den wir Sympathie empfinden müßten und der doch diesen oder jenen Flecken an sich hat, hat bei denen, die Dichtung und Leben in gleicher Weise moralisierend umgestalten wollen, noch immer Anstoß erregt. Eine Frau, der wir wegen ihres Leidens und Duldens menschliche Teilnahme zollen, soll, wenn sie zur Sünderin wird, das Anrecht auf unsere menschliche Anteilnahme verscherzt haben, oder wir machen uns einer Laxheit der sittlichen Begriffe schuldig. Wehe uns sogar, wenn sie am Schlusse des letzten Aktes nicht ihre exemplarische Strafe erhalten und anderseits die reine Tugend nicht gebührend, sagen wir, durch eine glückliche Verlobung, belohnt wird.

Daß zwischen dieser schematisierenden Weltanschauung und der offenen Auges ins vielgestaltige Leben hereinblickenden ein Friedensschluß nicht möglich ist, liegt klar vor Augen. Dies ist aber nur der Untergrund des Zwistes, der eigentliche Streitfall baut sich erst darauf auf. Sitte und Sittlichkeitsgefühl sind nicht an starre Normen gebannt. Wechseln sie von Ort zu Ort, von Landschaft zu Landschaft, und das ist im Reichstag ausdrücklich berücksichtigt worden, so sind sie erst recht der Zeit nach immer wieder dem Wandel unterworfen. Alles fließt, sagt der Philosoph, und auch das Gefühl für Schickliches und Unschickliches, Sittlichklares und Sittlichanfechtbares wird im großen Strome der Zeit unaufhaltsam mitgerissen. Die Dichtung, und insbesondere das Drama der Gegenwart haben ein feines Ohr für den Wellenschlag der Zeit. Sie fühlten den Widerstreit zwischen Unterfinkendem und Emporsteigendem und dieser Widerstreit, der seinen Grund wiederum im Wandel der sozialen Umstände hat, ist der eigentliche Gegenstand unseres modernen Problems. Aber jene Herren haben dekretiert: Die Sitte wandelt sich nicht, sie ist normiert durch die Bibel, den Katechismus, und hat in diesem Stillstande zu verharren in alle Ewigkeit. Macht sie einen Schritt nach vorwärts, nach rechts und links, so kann das eben nur eine Sittenverwilderung, eine Verlotterung des natürlichen Gefühls, kurzum einen Niedergang bedeuten; und eine Dichtung, die von dem Wandel der Sitte Notiz nimmt, ruhig beschreibt, ohne im gegebenen Falle die Schale ihres Zornes darüber zu ergießen, macht sich zum Mitschuldigen u. s. w. . . . Gefängnis bis zu einem Jahr! Aber diese Auseinandersetzung schwebt nicht in der Luft. Von den erfolgreichen modernen Dramen des letzten Jahrzehnts dürfte kaum ein einziges die Fallgruben des § 184 b ungefährdet passieren. Ueber meine eigenen Arbeiten habe ich aus naheliegenden Gründen zu schweigen; zudem bin ich auch von dem Vorkämpfer des Centrums bereits gebrandmarkt. Wenn noch irgendwo ein Zweifel bestehen sollte, wohin der Schlag, den jene Herren in petto haben, zielt, die Offenherzigkeit des Herrn Roeren hat ihn aus der Welt geschafft. Es handelt sich nicht um jene sogenannten Volksstücke, in denen bei bengalischer Beleuchtung Patriotismus und Tricot in schöner Verbindung auf der Scene erscheinen; es handelt sich auch nicht um die französische Schwankware — die könnte schon heute ein einziger Censorstrich von der Bühne fegen; es handet sich vor allem um das ernste, moderne deutsche Drama: Stücke wie Hauptmanns „Weber", Halbes „Jugend", Wildenbruchs „Haubenlerche", auch Fuldas „Talisman", wiewohl er ein Märchenstoff behandelt, würden fortan auf der deutschen Bühne nicht mehr möglich sein. Ein König in Unterhosen, welch eine Verletzung des selbstverständlichsten Schamgefühls! Und sorgen erst Staatsanwälte für den sogenannten guten Geschmack, dann wird das Essen von Hundefleisch, da es appetitverderbend wirkt, auch unsittlich und denunzierbar erscheinen. Mit derselben sittlichen Elle gemessen, müssen auch unsere Klassiker von der Bühne verschwinden. Wir können ja wohl annehmen, daß man vor ihnen wenigstens mit etlicher Scheu Halt machen wird, aber wenn der Fluch der Lächerlichkeit vor ganz Europa nicht wäre, wer weiß, ob man uns nicht zwingen würde, unserm Shakespeare, unserm Goethe Lebewohl zu sagen?

Das Verbot eines Theaterstückes vor der Aufführung ist verglichen mit einem späteren Prozeß immer noch das kleinere Uebel. Aber nehmen Sie an, die Premiere findet statt, das Stück hat einen großen Erfolg; denn nur die großen Erfolge sind es, welche die Denunziationssucht entfesseln werden. Die kleineren haben längst ausgeatmet, wenn ihr Ruf über die Grenzen der litterarisch interessierten Welt hinausdringt. Eines schönen Tages also fällt es einem der bestellten Tugendwächter, die wohl ebenso die Theater durchstöbern werden, wie Herr Roeren jetzt schon die Kunstläden, ein, eine Denunziation bei dem Staatsanwalt einzureichen. Daß die Staatsanwälte imstande sind, solchen Denunziationen Folge zu geben, das hat ja jüngst der Staatsanwalt Romen bewiesen. Die Anklage wird erhoben, und nun sind wir beim springenden Punkt angelangt: das Stück wird bis zum Austrag des Prozesses verboten. Denn daran kann kein Zweifel obwalten, daß man ein unter Anklage stehendes Werk nicht weiter wird spielen lassen; wie das gemacht wird, ob durch Beschlagnahme des Souffliertbuchs oder Zurücknahme der Censurerlaubnis oder sonstwie, läßt sich vielleicht heute von den Juristen noch nicht übersehen, aber es wird gemacht werden. Was wird die Folge davon sein? Der Ruin des deutschen Theaterwesens. Lassen wir dabei das Schicksal des Theaterdirektors beiseite und verfolgen wir das Schicksal des Stücks weiter. Es kommt vor den Richter. Das hat im Reichstag niemand geleugnet, daß die Richter den künstlerischen Dingen in den bei weitem meisten Fällen weltentfernt stehen. Wie sehr wird es auf die Darstellung ankommen, die ihnen gegeben wird! Lassen Sie mich Ihnen einen besonders krassen Stoff vorführen: Der Gast des Hauses ist im Begriffe, die Frau seines Gastfreundes zu verführen, die sich in der Nacht vom Ehebett weg zu seinem Lager geschlichen hat. Doch mitten in der Erzählung wird es ihnen, die vorher nichts von einander gewußt haben, klar, daß sie fleischlich Verwandte, daß sie Schwester und Bruder sind. Aber anstatt, daß sie schaudernd vor der Sünde zurückweichen, steigert dies noch ihre Erotik, und der Vorhang fällt über einer Liebesekstase, wie sie die Bühnendarstellung aller Völker und Zeiten nicht hat. Sie haben erraten, daß ich den ersten Akt der „Walküre" im Auge habe. Wenden Sie mir nicht ein, es handle sich um ein Musikdrama; die Musik ist vielmehr geeignet, die erotische Stimmung noch zu steigern, und trotz allem hat uns der erste Akt der „Walküre" hingerissen und begeistert mit den Empfindungen höchster, reinster Tragik. Wenn nun dieser Inhalt irgend einem deutschen Richter erzählt würde, was könnte er anders thun, als es verwerfen, und ich selbst, der ich mich mein Leben lang mit Dingen der Kunst und des Theaters befaßt habe, gestehe offen, ich würde, wenn man mir diese Inhaltsangabe erzählte, ohne daß ich das Stück gesehen hätte, mit Empörung erklären müssen: dergleichen gehört nicht auf die Bühne. Damit will ich nur sagen, wie blutwenig der Stoff, das einzelne gesprochene Wort, der einzelne sachlich betrachtete Vorgang in einem Bühnenwerk bedeutet, wie unendlich viel die künstlerische Form, die Wechselwirkung der verschiedenen Teile, die Absicht des ganzen, das man zu sagen hat. Und statt dessen, was wir unter der lex Heintze verschwinden sehen müßten, was im Keime erstickt, was im Buchdrama in Leihbibliotheken vermodern würde, welche Art von dramatischer Kunst würde uns beschert sein?

Die dramatische Kunst nach dem Herzen der Herren Roeren und Genossen, die desinfizierte Kunst, die offizielle Kunst, wie würde sie aussehen? O weh! Von dem Rasseln der Kettenpanzer, von dem sinnigen Lächeln blumenpflückender Mägdelein, von dem ewigen Geleier abgestandener Epigonenphrasen können wir uns ja schon eine Vorstellung machen. Aber weiter: Große dramatische Ahnengalerien würden auf der Bildfläche erscheinen. Wir haben in Deutschland, ich weiß augenblicklich nicht wie viel Fürstenhäuser. Denken Sie nun, wenn nun die Dichter in München, in Dresden, in Reuß und Greiz und Lobenstein alle die Heldenthaten der Vorfahren der Wettiner, der Wittelsbacher u. s. f. u. s. f. dramatisch feiern wollen und müßten! Malen Sie sich aus, wie oft wir am Schlusse des fünften Aktes von einem begeisterungsvoll Sterbenden die Schlacht von Sedan und die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthrones in Versailles prophezeit bekommen würden! Welch ein künstlerisches Elend! Und nun das soziale, das moderne Darma. Wie oft würden wir die bösen Reichsfeinde durch schöne Reden an die Wand geschmettert sehen, wie oft würden streikende Arbeiter durch die sanften Mahnungen des freundlichen Ortsgeistlichen zu ihrer Pflicht, ihrer natürlichen Pflicht zurückgeführt werden! Wie oft würde auch, um mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden, München, das blonde München, ihren Referendar bekommen, den tüchtigen Referendar, der es noch einmal zum Landrat bringen wird! Ja, das wird sich dann wieder gerne Idealismus nennen lassen!

Und warum das alles? Es ist behauptet worden, nicht bloß von den reaktionären Parteien, sondern auch vom Regierungstische her, daß sich Deutschland in einem sittlichen Niedergang befinde. Als Beweis führte man an, daß sich die Zahl der Sittlichkeitsvergehen in den letzten 10 oder 20 Jahren verdoppelt habe. Den Konsequenzen, die man daraus zieht, ist unter anderem auch schon von einer hohen juristischen Autorität, dem Oberreichsanwalt Steinlein, nachdrücklich widersprochen worden. Aber wie es scheint, wir brauchen keine juristische Autorität, um zu wissen, daß jene Herren im Unrecht sind. **Denn ein Volk, das so arbeitet wie das deutsche, kann sittlich nicht untergehen.** Jede Verlotterung der Sitten ist mit einer Zunahme der Trägheit verbunden. Ihr geht die Trägheit als Fäulniserreger voraus. Vergleichen Sie das Deutschland von heute, in dem alle Hände sich regen, kein Geist eine Stunde lang ruhen will, mit dem Deutschland vor 30 Jahren, wo der behäbige Bierphilister es sich wohl sein ließ, wo Tausende von Kräften in der Enge der Ver-

hältnisse verkümmerten. Einstmals sagte Goethe, man solle das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufsuchen, heute würde es ihm schwer werden, das deutsche Volk anderswo zu finden als bei der Arbeit. Darum glaube ich nicht an Deutschlands sittlichen Niedergang. Aber weil die Zahl der Sittlichkeitsvergehen sich um 7000 Fälle vermehrt hat, darum sollen die deutschen Dichter dafür büßen! Welche Logik! Aus der Haut der deutschen Künstler und Dramatiker schneidet man die Riemen, mit denen man das Laster aus der Welt hinauspeitschen will. Wir alle kennen das Schillersche Gedicht „Die Teilung der Erde," „Willst du in meinem Himmel mit mir leben, so oft du kommst, du sollst willkommen sein!" Heute ein Jahrhundert nach Schiller hat sich die Stellung des Künstlers, des Poeten entschieden verbessert: ihm wird auch auf Erden eine Heimat zugeteilt — in der lex Heinze! Zusammen mit Zuhältern und Dirnen! Da ist er würdig untergebracht. Ich komme zum Schlusse. Als Richard Wagner, der Dichterkomponist jener unsittlichen Walküre, die größte künstlerische That des 19. Jahrhunderts, den Ring der Nibelungen, zum ersten Mal in Bayreuth der staunenden Welt gezeigt hatte, da trat er vor die Gardine und sprach in den Jubel der Zuhörerschaft hinein die stolzbescheidenen Worte: „Wenn Sie wollen, mein Herren, dann haben Sie eine Kunst." Ja, auch wir wollen eine Kunst haben, eine echte freie, deutsche wohnständige Kunst. Ja, wir können sie vielleicht sogar haben. Aber wir dürfen nicht. Die Herren Roeren und Genossen, der Staatsanwalt und der Strafrichter erlauben es uns nicht. Dagegen gilt es mit Entrüstung sich zu erheben. Wir sind Stillschaffende gewesen. Wir haben in unsern Ateliers, auf der Bühne, an den Schreibpulten gestanden und uns um die Händel der Welt nicht gekümmert. So konnte uns eines Tages der Boden unter den Füßen hinweggezogen werden, ohne daß wir es merkten. Wir werden aus unsern stillen Werkstätten auf den Markt des Tages hinausgetrieben. Wir werden zu politischen Agitatoren gemacht; es regt sich spät unter den deutschen Künstlern, aber nicht zu spät. Noch können wir unserm Vaterlande die Gefahr klar machen, in der seine Kunst und seine Litteratur im Augenblick schweben, und das Versprechen wollen wir Schaffende und Freunde der Kunst uns gegenseitig geben, daß wir nicht eher rasten und ruhen und vom politischen Kampfplatz abtreten werden, als bis wir unsere Freiheit und den Frieden unserer Werkstätten zurückerobert haben; bis die Schmach, mit den Dirnen und Zuhältern in einen Topf geworfen zu sein, von uns genommen ist. Ich meines Teiles verspreche es Ihnen.

Verschiedenes.

* **Der Mannheimer Altertumsverein** giebt seit Januar d. J. unter dem Titel „Mannheimer Geschichtsblätter", Monatsschrift für die Geschichte der „Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz", ein eigenes Vereinsorgan heraus, daß ebenso wie die übrigen Vereinspublikationen den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt wird. Mit dieser in einem Umfang von 1—1½ Bogen Quartformat erscheinenden Monatsschrift, deren Redaktion Herr Dr. Friedrich Walter übernommen hat, wird den Vereinsmitgliedern und allen Interessenten ein auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhendes, dabei aber allgemein verständlich geschriebenes, nicht allein die Lokalforschung, wie schon der Titel ausdrücklich betont, in weiterem Sinne auch der pfälzischen Geschichte und Altertumsforschung dienendes Organ dargeboten, das sich trotz der kurzen Zeit seines Bestehens bereits allseitiger Beliebtheit erfreut. S. K. H. der Großherzog hat den Vorstand des Mannheimer Altertumsvereins mit nachfolgendem Schreiben beehrt:

Sie waren so freundlich, das Werk: „Geschichte der Kupferstechkunst in Mannheim im 18. Jahrhundert, von Max Oeser", als den dritten Band der vom Mannheimer Altertumsverein herausgegebenen „Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz" im Namen des Vereins an mich gelangen zu lassen. Ich danke Ihnen bestens für diese freundliche Aufmerksamkeit und bitte Sie, diese Danksagung auch Ihrem Vereine zu übermitteln. Mit lebhaftem Interesse habe ich den Inhalt des Buches durchgesehen und mich gefreut, demselben so vieles Wissenswerte und sowohl für die Lokalgeschichte wie für die weitere Kunstgeschichte Bedeutsames entnehmen zu können. Ich widme dem Mannheimer Altertumsverein meine warme Anerkennung für seine vielseitige Thätigkeit und insbesondere für die verdienstvollen, von ihm herausgegebenen Publikationen. Die „Mannheimer Geschichtsblätter", die der Verein, wie ich mit Befriedigung erfahre, seit kurzem erscheinen läßt, werden nicht wenig dazu beitragen, das Interesse an seinen Arbeiten noch mehr zu erhöhen.

Karlsruhe, den 29. Januar 1900.

Ihr wohlgeneigter
(gez.) Friedrich.

Aus dem reichen Inhalt der bisher erschienenen Nummern der „Mannheimer Geschichtsblätter" heben wir hervor Aufsätze über Karl Theodor, die Familie von Bretzenheim, den Intendanten von Dalberg, den Sommertag in der Pfalz. Gut gelungene Illustrationen sind diesen Aufsätzen beigegeben. Unter der Rubrik Miscellanea finden wir eine Fülle interessanter kleiner Mitteilunge aus der Mannheimer und Pfälzer Geschichte, zum erstenmal gedruckte Urkunden und Briefe u. a. Die Neuwerbungen und Schenkungen für die reichhaltigen Sammlungen des Vereins werden in jeder Nummer aufgezählt, und soweit sie wichtiger Art sind, beschrieben. Eine stattliche Anzahl bewährter Mitarbeiter bürgt für den gedeihlichen Fortgang des Unternehmens, das wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

* **Historisches Museum der Pfalz.** Man schreibt uns aus Speyer, den 5. März: Die gestern unter dem Vorsitze Sr. Exc. des Regierungspräsidenten der Pfalz, Frhr. v. Welser dahier, stattgefundene Generalversammlung des Vereins „Historisches Museum der Pfalz" hatte sich eines überaus stattlichen Besuches zu erfreuen. Nach Worten der Begrüßung durch den Vorsitzenden lieferte er einen interessanten Bericht über die Entwicklung, welche die Sache des Vereins im ersten Jahre seines Bestehens genommen. Der Verein habe alle Ursache, mit dem Gedeihen des Werkes zufrieden zu sein, in allen Teilen der Pfalz habe der Gedanke, daß es eine Verpflichtung der pfälzischen Bevölkerung ist, die wertvollen Schätze des Altertums, wie sie das Museum berge, ihrem Werte entsprechend aufzubewahren und damit die Geschichte der Pfalz zu pflegen und die interessantesten Zeugen der Vergangenheit zu sammeln, lauten Widerhall gefunden. Die Zahl der Mitglieder, wie die Höhe der Beiträge erweckten die schönsten Hoffnungen. Der Vorsitzende hob alsdann hervor, welche große Beiträge vom Staate als auch von Privaten zur Erbauung eines Museumsgebäudes geleistet wurden. Die bedeutendste fernere Leistung erhofft man allerdings vom Staate, der 100 000 M. zu diesem Zwecke in das Finanzgesetz eingestellt habe. Mit dem Neubau soll, wenn der Baufond die Höhe von 200 000 M. erreicht hat, begonnen werden. Aus dem Jahresbericht ist zu entnehmen, daß im Jahre 1899 die Einnahmen als auch die Ausgaben sich auf etwas über 45 000 M. belaufen. Der Verein zählt 1640 Mitglieder. Der Vorsitzende schloß die Versammlung, der Ueberzeugung Ausdruck verleihend, daß das Werk in bester Entwickelung begriffen ist, und mit der Hoffnung, daß die Realisierung des Projektes in naher Zeit bevorsteht.

CK. **Ein Basler Fastnachtsspiel aus dem 15. Jahrhundert.** Von einem interessanten Funde in der Basler Universitätsbibliothek berichtet Gustav Binz in der soeben erschienenen „Zeitschrift für deutsche Philologie". Binz entdeckte bei der Durchsicht einiger Handschriften der Bibliothek Bruchstücke eines dramatischen Spieles, einer Art Moralität, wie sie seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts in Ober-Deutschland und der Schweiz besonders zur Fastnachtszeit eifrig gepflegt wurden. Aus dem 15. Jahrhundert sind von solchen Fastnachtsspielen nur spärliche oder gar keine Beispiele überliefert. Umso wertvoller ist die Auffindung eines solchen Spieles aus dem 15. Jahrhundert, das in der erwähnten Zeitschrift jetzt zum ersten Male veröffentlicht wird. Es sind zwei Quartblätter, die in einem Bande, der der Basler Kartäuserbibliothek entstammte, als Schmutzblätter verwendet waren. Aus einer Notiz am Ende der Handschrift ist zu ersehen, daß sie im Jahre 1434, wahrscheinlich im Kloster selbst, geschrieben worden ist. Auch die Schriftzüge stimmen zu dieser Datierung, und der die Fragmente verwertende Einband ist gleichzeitig oder nur wenig später hergestellt. Einige für Basel oder Oberelsaß charakteristische Sprachformen bezeichnen den Ort der Entstehung des Fastnachtsspieles. Aus verschiedenen Fehlern der Handschrift geht hervor, daß diese Bruchstücke nicht die erste Aufzeichnung des Textes bilden. Auf jeder Seite ist immer nur die linke Hälfte beschrieben und die rechte frei gelassen. Die Reden der einzelnen Personen sind durch größere Zwischenräume deutlich von einander geschieden, aber die Namen der Sprechenden sind nicht hinzugefügt, ebensowenig irgend welche Bühnenanweisungen. In den noch erhaltenen Bruchstücken treten mindestens sechs verschiedene Personen auf. Ein Teufel macht den Anfang, in Begleitung einer größeren Anzahl von Gesellen; dann kommt der Satan selbst, später ein „gnädiger Herr", sein „Meier" und ein anderer Knecht, dem sich weiterhin sein Gevatter zugesellt. Das Stück wird anscheinend mit einer Scene in der Hölle eröffnet, in der der Satan seinen Dienern Anweisung und Auftrag giebt, durch ihre Verführungskünste die Menschen zu Fall zu bringen. Die Erfolge ihrer Bemühungen werden dann in einer Reihe von Bildern geschildert, die zuerst von dem wucherischen Grundbesitzer eröffnet wird, der seine Pächter aussaugt und mißbraucht.

W **Zwei Königinnen.** In einem englischen Gesellschaftsblatt wird in recht Aufsehen erregender Weise eine Verstimmung besprochen, welche zwischen der Königin Viktoria von Großbritannien und der jugendlichen Beherrscherin der Niederlande, Königin Wilhelmina entstanden ist. Der letzteren wird ihre große Freundschaft für die stammverwandten Buren zum Vorwurf gemacht und außerdem hat die junge niederländische Majestät es mit England dadurch verschüttet, daß sie — man entsetze sich — eine Einladung der Queen nach Windsor unter den nichtigsten Vorwänden abgelehnt hat. Schließlich tröstet sich das Blatt mit dem deutlichen Seitenblick, daß Wilhelmina ja kein Enkelkind der Königin sei.

m **Die niederländischen Majestäten beim Deutschen Gesandten Graf Pourtales.** Zum ersten Male, seitdem die Königin Mutter den niederländischen Boden betreten, haben die Majestäten dem deutschen Gesandten einen Besuch abgestattet. Auch unter König Wilhelm III., der bekanntlich aus seinen Antipathien gegen Deutschland kein Hehl machte, ist einem Deutschen Gesandten niemals die Ehre eines königlichen Besuches zuteil geworden. Alle Gesandten beschränkten sich deshalb auf die nötigen diplomatischen Diners. Es ist darum den Deutschen in den Niederlanden eine willkommene Kunde gewesen, daß Graf Pourtales, der erst seit einigen Wochen seinen Posten angetreten hat, die Majestäten in Begleitung des Fürsten von Waldeck Pyrmont im Palais am Vijverberg empfangen durfte. Das Palais war zu diesem Empfange festlich geschmückt. Am Eingang begrüßte Graf Pourtales die hohen Besucherinnen und schritt ihnen dann in Begleitung des Legationsrats von Flotow und Militärattache's von Goecking, welche gleich ihm silberne Leuchter mit brennenden Kerzen trugen, zum Empfangssaal voran. Dort überreichten Gräfin Pourtales und die Tochter des englischen Gesandten unter den Klängen des „Wilhelmus" den Majestäten und den Waldeck'schen Herrschaften Blumensträuße. Königin Wilhelmina besichtigte mit großem Interesse das Haus, „von dem Sie so viel schon gehört" und die dem Gesandten gehörigen prächtigen Antiken und Kunstschätze, mit denen das Palais geschmückt ist. Nach dieser Besichtigung begab sich Königin Wilhelmina in den Ballsaal und tanzte mit Graf Pourtales die Quadrille. Als vis à vis hatte sie den Fürsten von Waldeck mit Gräfin Pourtales gewählt. Erst um halb 12 Uhr verließen die Majestäten und Fürst Waldeck das Palais, worauf sich die übrigen Herrschaften zu einem reichen Souper vereinigten, welches die 22 Bedienten des Gesandten servierten. Ein holländischer Lohndiener, der auch seinen Anteil an dem Festessen haben wollte und deshalb einen Kapaun nebst einigen Flaschen Sekt stibitzte, mußte sich eine eindringliche Erklärung dieser Ungehörigkeit durch die Polizei gefallen lassen. Nach dem Souper begaben sich die Herrschaften in den Ballsaal, wo ein sehr animierter Ball durch einen Cotillon eingeleitet wurde. Bis zur frühen Morgenstunde vergnügten sich die Gäste. In den aristokratischen und diplomatischen Kreisen der niederländischen Residenz wird dieses Fest für das glänzendste in dieser Saison erklärt. Man muß wirklich das große gesellschaftliche Talent des Gesandten bewundern, dem es in so kurzer Zeit gelungen ist, die Voreingenommenheit der tonangebenden Kreise in der Residenz gegen „Het Huis an de Vijverberg" zu beseitigen.

* **Der Selbstmörder mit den Ansichtskarten.** In einem Wiener Hotel hat sich gestern ein junger Mann erschossen. Er war 19 Jahre alt und folgerichtig lebensüberdrüssig. Auch solche Typen finden sich unter der „Jugend von heute". Morgen oder übermorgen wird ein Baby sich schwermütig lallend von der Brust der Amme wegreißen und den Versuch machen, sich mit einer Windel zu erwürgen. Es hat genug von den Genüssen, die dieses Dasein bieten kann. Der minorenne Selbstmörder von gestern hat aber auch sonst den vollgiltigen Beweis erbracht, daß er auf seine Visitkarte mit Fug und Recht das stolze „Zeitgenosse" schreiben darf. Er hat nämlich schriftlich einen letzten Wunsch geäußert und dessen Erfüllung der Nachwelt dringend an das mitfühlende Herz gelegt. Zwölf Ansichtskarten fanden sich in den Taschen des Selbstmörders, und daß diese richtig an ihre Adresse gelangen, war seine letzte, allerletzte Sorge. Wenn Einer keine Ansicht hat, sagte einmal ein Wiener Humorist, dann schreibt er Ansichtskarten. Aber Ansichtslosigkeit dem armen Burschen zum Vorwurfe machen, der sich gestern vor einem Wandspiegel in dem öden Hotelzimmer erschossen hat, wäre sicherlich ein bitteres Unrecht. Er mag unreife, recht unreife Ansichten gehabt haben; aber sie waren fest begründet, unumstößlich, das hat er durch seine traurige That bekundet. Er war von der Wertlosigkeit des eigenen Daseins durchdrungen, und was die anderen Menschen, das Interesse, das er an ihnen nahm, und das Vergnügen, das ihm ihre Gesellschaft bereitete, anlangte, hatte er so auch seine Ansicht. Er brachte sie laut und deutlich genug zum Ausdrucke. Es knallte nur so, wie ein — Revolverschuß. Und trotzdem schrieb der Mann unmittelbar vor seinem Ende Ansichtskarten. Nicht eine oder zwei, an Leute, die seinem Herzen besonders nahestanden, sondern gleich ihrer ein Dutzend. Er muß sich eine ganze Liste von Leuten angelegt haben, denen er diese letzte Aufmerksamkeit angedeihen lassen wollte. So aus dem Stegreif ist es nicht ganz leicht, zwölf Schätzer der Ansichtskarten-Menschheit aus seinem Bekanntenkreise herauszufinden, besonders wenn man in Erwägung zieht, daß unser junger Mann vielleicht doch noch an andere Dinge zu denken hatte, als an die reichassortierten Albums jener Sammler, die sich demnächst mit der Rarität der Selbstmörder-Ansichtskarte werden ausweisen können. . . . . Das Wort des römischen Cäsar, der seinen weinenden Freunden zurief: „Qualis artifex pereo!" erfährt Dank den modernen Sportepidemien eine zeitgemäße Umgestaltung und Verbesserung: „Qualis fex pereo!"

* **Schönheitsmittel zur Zeit Ludwigs XVI.** Aus Paris wird uns geschrieben: Bei einer Versteigerung alter Bücher und Manuskripte, die vor wenigen Tagen im Hotel Drouot in Paris stattfand, gelangte ein besonders interessanter Band zum Verkauf. Auf den vergilbten Blättern des in Leder gebundenen und mit zierlich gearbeiteten eisernen Schlössern versehenen Buches sind in großen ungelenken Buchstaben alle Aufträge notiert, die der elegantesten Pariser Parfümeriehandlung während der Regierung Ludwigs XVI. von diesem und seiner Gemahlin, sowie von den Herren und Damen seines Hofes erteilt wurden. Auf der ersten reich verzierten Seite erblickt man den Kopf eines bärtigen Mannes und darunter die Worte: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Möge Gott unsere Arbeit segnen. — Amen!" Dann folgt das Verzeichnis der Lieferungen unter voller Namensangabe der erlauchten und vornehmen Auftraggeber, Marie Antoinette an der Spitze. So jung und schön die unglückliche Königin auch war, sie fühlte doch das Bedürfnis, sich noch zu verschönern. Seit dem Tage ihrer Ankunft in Frankreich verbrauchte sie große Mengen an Puder, Schminken und duftenden Essenzen. Ihrem Beispiel folgten natürlich die Hofdamen, von denen die älteste kaum 25 Jahre zählte. Die Mode des gepuderten Haares bedingte dieses allgemein übliche „Zurechtmachen" des Gesichts. Nur die Witwen durften in den ersten sechs Monaten nach dem Tode des Gatten keine Schminke anwenden. Die Parfüms waren zu jener Zeit sehr stark und nach unserem verfeinerten Geschmack nicht gerade angenehm. Die vornehmsten Damen brauchten Moschus, Jasmin, Orangenblütenduft und ähnliche betäubende Gerüche, die wir heute mit „Köchinnen-Parfüm" bezeichnen. Die Königin selbst benutzte einen sehr stark duftenden Jasminextrakt, während ihr Gemahl Orangenblüthen- und Ambraduft bevorzugte. In welchen Quantitäten Parfüms, Salben und Schminken verbraucht wurden, ist aus folgenden, sich häufig genug in dem Buche wiederholenden Posten ersichtlich: Zwölf Pfund Rosenpomade zu 10 Sols das Pfund und zwölf Flaçons Jasmin-Odeur zu 75 Sols das Fläschchen für Ihre Majestät die Königin. — Der Marquise von Ormonde zwei Dutzend Töpfchen Rouge Carmin für die Wangen und ein Dutzend Töpfchen von dunkler Schattierung für die Lippen. — Dem königlichen Beichvater Abbé de Tilleul 50 Pfund Irispulver-Sachets für die Taschen und Säume der Gewänder. — Der Prinzessin von Lamballe zwölf Büchsen Puder, ebensoviel Töpfchen Rouge und die gleiche Anzahl Flaçons Limonenblüten-Extract. — Für die Herzogin von Polignac 100 Sachets „à la rose", ein Dutzend Töpfchen sehr blasses Rouge und blauen Kobalt zum Färben der Adern an Schläfen, Hals und Büste. — Seiner Majestät dem Könige Ambra- und Orangenblütenduft und Zahnpulver „au muse". — Wenngleich für diese Artikel auch verhältnismäßig billige Preise gezahlt wurden, so repräsentierten die vielen Geräte, die auf dem Toilettentisch einer Schönen oder eines Cavaliers jener Epoche zu finden waren, doch oft einen recht bedeutenden Wert. Das kleine stumpfe Messer, das man zum Entfernen der überflüssigen Schminke benutzte, war meist aus Silber oder Gold und mit den kostbarsten Steinen verziert. Dem Herzog von Artois wurde von dem Parfümeriegeschäft ein Schminkmesser für 3000 Frcs. geliefert. Die Puderschälchen und Griffe der Puderquasten zierten Perlen und Brillanten, die Schminktöpfchen aus fein ciseliertem Gold, mit Steinen incrustiert, konnten auf Tausende von Francs geschätzt werden. Selbst Kannen und Waschgefäße waren aus Silber oder echtem Bergkrystall und kosteten kleine Vermögen.

< **Major Albrecht im Gefecht.** (Privatbrief.) . . . Seelenruhig stand Major Albrecht mitten im heftigen Feuer, sah durch sein Fernglas und gab seine Befehle; als man ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, in der er schwebte, antwortete er in seinem eigenartigen gebrochenen Afrikanisch, daß noch genug Platz an seiner rechten und linken Seite und über seinem Kopf für die Engländer zum Schießen sei. Eine Kugel brachte ihm einen Streifschuß am Ohre bei und verursachte eine unbedeutende Wunde. So kaltblütig wie gewöhnlich bemerkte der Major: „Dat was amper mis!" (Das war beinahe vorbeigeschossen). Vorgestern traf eine Bombe aus einer der freistaatlichen Kanonen die große englische Schiffskanone, die Lyddidbomben schießt, gerade in dem Augenblicke, als sie feuerte. Nach diesem Schusse ist keine Bombe mehr aus dieser Kanone gekommen, und nimmt man an, daß das Geschütz schwer beschädigt ist. Schade, daß der schneidige Major nunmehr gefangen ist.

Ψ **Ein interessantes Erinnerungsstück** an die Belagerung von Ladysmith, eines der ersten, die England erreichten, ist gerade in dem Museum der Royal United Service Institution in der Whitehall ausgestellt worden. Es ist dies ein Miniaturbrief, der von einem Soldaten der Natal Carabineers geschrieben und von einem Eingeborenen nach Natal befördert wurde. Der Bote wurde von den Buren gefangen, und während diese ihn examinierten, verbarg er die winzige Botschaft in einem seiner Nasenlöcher und war so in der Lage, nach seiner Freilassung den Brief dem Empfänger, Kapitän A. N. Montgomery zu Natal auszuhändigen. Der Brief ist ungefähr 1¼ Zoll lang und war verschiedentlich zusammengelegt, um ihn auf einen möglichst kleinen Raum zu beschränken.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.